

# Karlheinz Deschners «Kriminalgeschichte des Christentums»

## Streitbar und umstritten

Mittwoch, 20. März, 11:30

*Ludger Lütkehaus*

Dass der heute fast neunzigjährige Karlheinz Deschner sein Opus magnum, die «Kriminalgeschichte des Christentums», noch abschliessen würde, haben unter seinen Lesern, Gegnern wie Sympathisanten, wohl nur wenige geglaubt, gefürchtet, gehofft – je nachdem. Und doch hat Deschner es mit hartnäckiger Selbstdisziplin und nie nachlassendem Engagement geschafft: eine Arbeits- und Energieleistung sondergleichen. Man mag einwenden, dass dabei auch ein kleiner Etikettenschwindel mit im Spiel ist: Der zehnte und letzte Band der «Kriminalgeschichte» schliesst nicht, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre, mit der Gegenwart, sondern mit dem Ende des 18. Jahrhunderts und einem – stark selektiven – «Ausblick auf die Folgezeit» ab. Er gilt, in der Tat zukunftsweisend, der Armut als Massenphänomen im absolutistischen Zeitalter, zumal der Kinderarbeit.

### **Blutspur**

Das Format ist im Vergleich zu früheren Bänden geschrumpft, nicht etwa, weil die Zeiten damals humaner geworden wären – es fehlt auch weiterhin nicht an skandalträchtigem Stoff –, sondern weil der lange Atem verständlicherweise nachgelassen hat. Indessen hat Deschner den verbleibenden Zeitraum mit früheren seiner Monumentalwerke, vor allem mit der jetzt in einer erweiterten Fassung wiederaufgelegten «Politik der Päpste. Vom Niedergang kurialer Macht im 19. Jahrhundert bis zu ihrem Wiedererstarken im Zeitalter der Weltkriege», abgedeckt.

Angesichts des zehnten Bands der «Kriminalgeschichte» darf man also immerhin mit einem gewissen Recht konstatieren, dass das Gesamtwerk tatsächlich das anvisierte Ende erreicht hat und kein Torso geblieben ist. Das ist nicht ohne eine hintergründige theologische Finesse: Die hübscheste Legende, die sich um die Überlebenskraft dieses Monumentalwerks und ihres Autors rankt, ist wohl die von jenen gläubigen Katholiken, die Deschner, zumal in den Zeiten seiner juristischen Verfolgung als «Kirchenbeschimpfer», ein langes kirchenkritisches Leben gewünscht haben und zu diesem Behuf sogar etliche Messen lesen liessen. Es hat dazu gewiss einige gebraucht.

Auch der letzte Band, der den Bogen von den Blutbädern der skandinavischen und der russischen («orthodoxen») Geschichte über den Siebenjährigen Krieg bis zur «Revolution von oben» des Josephinismus spannt und in der Figur des bluttriefenden «edlen Ritters» Prinz Eugen seinen Tiefpunkt erreicht, setzt mit unverminderter, am Schluss noch einmal radikalierter Schärfe das Riesenwerk einer Verbrechensgeschichte des Christentums, insbesondere der katholischen Kirche, fort. Versöhnlichkeit, gar Altersmilde ist von diesem Kriminalhistoriker nicht zu erwarten. Freimütig erklärt er vielmehr: «Ich schreibe «aus Feindschaft». Denn die Geschichte derer, die ich beschreibe, hat mich zu ihrem Feind gemacht. Und nicht, weil ich nicht, was auch wahr ist, geschrieben habe, bin ich widerlegt. Widerlegt bin ich nur, wenn falsch ist, was ich schrieb.»

Die kirchenhistorische Antikritik hat das nicht abgehalten, Deschner Einseitigkeit, Parteilichkeit, Unwissenschaftlichkeit, auch Häme und blanken Hass vorzuwerfen. Gerichtlich sind einige seiner Gegner gegen ihn vorgegangen, so 1971 in einem in Nürnberg angestregten Prozess. Es braucht

nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, wo seine Feinde ihn vor einigen Jahrhunderten Kriminalgeschichte noch gern gesehen hätten: auf dem Scheiterhaufen. Den seriöseren seiner Kritiker war sein Werk immerhin eine detaillierte Auseinandersetzung und einen Sammelband wert: «Kriminalisierung des Christentums? Karlheinz Deschners Kirchengeschichte auf dem Prüfstand» (Herder, Freiburg im Breisgau 1993). Die ebenfalls bei Herder erschienene «Geschichte des Christentums» und das bei Campus herausgekommene britische Standardwerk über dasselbe Thema ermöglichen eine konkurrierende Lektüre. Bei einem Werk dieses Zuschnittes, das einem Einzelnen viel abverlangt, wird eine solche vergleichende Lektüre immer auch nötig sein. Aber wer der von Deschner nachgezeichneten Blutspur folgt, wird sich dem schlimmen Gesamteindruck kaum entziehen können. Was hat die Geschichte des Christentums oder der Christentümer aus den Ansätzen einer Liebesreligion gemacht! Deschners Konturenschärfe ist nicht mit einer Karikatur zu verwechseln.

Auch der letzte Band dieser «Kriminalgeschichte» unterstreicht freilich noch einmal, welchen enormen Schwierigkeiten dieses Riesenwerk abgewonnen ist. Das sind nicht zuletzt Schwierigkeiten der Darstellung. Die Monotonie fortgesetzter Verbrechen gegen die Menschlichkeit könnte ermüdend wirken und der kritischen Intention abträglich sein. Das meistgebrauchte Satzzeichen ist das Ausrufezeichen; der Autor kommt angesichts der im Dauerfortissimo dargestellten Verbrechen aus der Entrüstung nicht mehr heraus und will es auch gar nicht. Mag die Philosophie ihr Grau in Grau malen, so die Kriminalgeschichte ihr Rot in Rot: blutige Monochromie. Aber Deschner zeigt auch hier die schriftstellerischen Qualitäten, die ihn seit seinen literarischen und literaturkritischen Anfängen auszeichnen. (1957 erschien seine fabelhafte literarische Streitschrift «Kitsch, Konvention und Kunst».) Bitterböse, manchmal gnadenlos zu schreiben – auch das will gelernt sein.

### **Ein Moralist sitzt zu Gericht**

Eine zweite Gefahr, mit der das Riesenwerk, auch in seinem letzten Band, zu kämpfen hat: Deschner schreibt nicht nur moralistisch und als Moralist, sondern so, dass er in seinem Urteil an eben die Traditionen anschliesst, deren Unbarmherzigkeit er bekämpft. Das biblische «An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen» ist auch bei ihm die polemische Maxime. In einem katholischen familiären Milieu aufgewachsen, Zögling diverser Klosterschulen, für ein Studienjahr Student einer philosophisch-theologischen Hochschule, agiert er als enttäuschter Christ, der über ein kriminell gewordenes Christentum zu Gericht sitzt. Eine Art von kirchenhistorischem Jüngstem Gericht findet bei ihm statt. – Aber welcher Historiker könnte von der Verbrechensgeschichte, die er darstellt, unberührt bleiben? Wer schreiben will, «wie es eigentlich gewesen», muss die Wundmale zeigen.

Erschienen in der „Neuen Zürcher Zeitung“ am 20.03.2013

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der „Neuen Zürcher Zeitung“